

Geld und Nachhaltigkeit

Ein Gespräch von Jürg Conzett, Initiator des MoneyMuseums, mit dem Psychiater und Ökonomen Stefan Brunnhuber im August 2002

Aufgezeichnet von Carol Schwyzer, © MoneyMuseum

Geld gehört zu den vier Tabuthemen in unserer Gesellschaft – wie Tod, Macht und Sexualität. Man spricht nicht darüber, aber es berührt uns alle. «Geld und Wert – Das letzte Tabu» betitelte gar die Schweizerische Nationalbank ihren Beitrag zur Schweizerischen Landesausstellung Expo.02. Wenn etwas zum Tabu wird, wirkt es als unbewusstes Mysterium. Diesem Mysterium forscht Jürg Conzett im Gespräch mit dem Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler Stefan Brunnhuber nach. Dabei soll nicht nur deutlich werden, was es mit dem Geld auf sich hat, sondern auch, in welcher Beziehung es zur Nachhaltigkeit steht. Denn die Bedeutung der Geldwirtschaft für die Nachhaltigkeit ist viel grösser, als wir glauben. Haben Sie sich schon einmal überlegt, dass Geld ein Gesellschaftsvertrag ist und dementsprechend abgeändert werden kann? Und dass wir lernen können, die Mechanismen des Geldsystems zu verstehen? Das Geldsystem verstehen, heisst aber letztlich, es ändern und damit auch gesellschaftlich etwas bewegen zu können – in Richtung von mehr Nachhaltigkeit.

Was ist Nachhaltigkeit?

Jürg Conzett: Von Nachhaltigkeit wird derzeit häufig gesprochen. Was meint dieser Begriff überhaupt?

Stefan Brunnhuber: In der wissenschaftlichen Diskussion gibt es über 60 Definitionen von Nachhaltigkeit. Die gebräuchlichste stammt aus dem Brundtland-Bericht von 1987: «Nachhaltig ist eine Entwicklung, wenn sie gewährleistet, dass die Bedürfnisse der heutigen Generation befriedigt werden, ohne die Möglichkeiten künftiger Generationen zur Befriedigung ihrer eigenen Bedürfnisse zu beeinträchtigen.» Es geht also darum, Wohlstands- oder Lebensformen zu unterstützen und zu fördern, die die zukünftigen Ressourcen nicht zu sehr schädigen und gleichzeitig die Bedürfnisse der Gegenwart erfüllen. Nachhaltigkeit hat auf jeden Fall einen intergenerationellen Aspekt: Es geht nicht nur um zukünftige Generationen, sondern auch um die jetzige und die damit verbundenen Verteilungsmuster von Nord und Süd. Der Begriff kommt eigentlich aus der Forstwirtschaft, wo es darum geht, dass wir nur so viel abholzen können, wie auch immer wieder nachwächst.

Die vier Faktoren für Nachhaltigkeit

Jürg Conzett: Wie aber erreichen wir Nachhaltigkeit?

Stefan Brunnhuber: Nachhaltigkeit hängt von vier Faktoren ab:

1. von der demografischen Entwicklung,
2. von der Technologie oder dem gewählten Energieträger,
3. von den Institutionen und
4. von Wertstrukturen.

Diese vier Variablen beeinflussen die nachhaltige Entwicklung, den «sustainable pathway», im Positiven wie im Negativen.

Wenn Sie in die Geschichte der Nachhaltigkeitsdebatte einsteigen, so werden Sie sehen, dass in den 70er- und 80er-Jahren der demografische Faktor ganz im Vordergrund stand. Man hat gesagt: «Wir müssen die exponentielle Bevölkerungsentwicklung stoppen.» Dies z. B. dadurch, dass man das Bildungsniveau der Frauen anhebt, oder durch Verhütungskampagnen oder durch Aufklärung über Hygienemassnahmen. Allerdings: Heute weiss man, dass, wenn es eine Milliarde Menschen weniger gäbe, dies auf den CO²-Ausstoss nur minimale Auswirkungen hätte. Punkte ökologischer Variablen sind demografische Veränderungen also nicht prioritär.

In den 80er- und 90er-Jahren stand die Technologie als wichtigste Variable im Vordergrund. Da hat man gesagt: «Der entscheidende Faktor für eine nachhaltige Entwicklung ist, dass wir auf dem gegebenen fossilen Energieträger und der Atomkraft aufbauen müssen.» Wir müssen gewissermassen mehr aus den Ressourcen rausholen, damit wir Spielräume haben. Das wichtigste Buch in diesem Zusammenhang ist Ernst Ulrich von Weizsäcker «Faktor 4» (1997), das an Hunderten von Beispielen zeigt, wie das zu bewerkstelligen ist: durch Sparlampen, 4-Liter-Autos, bessere Wohnbauarchitektur, bessere Formen der Sanierung und Entsorgung von Altbauten usw. Die Idee dahinter ist: Wenn wir – im übertragenen Sinn – nur genügend Lampen austauschen, kriegen wir das hin. Das ist nicht unwichtig, und dennoch glaube ich, dass auch dies eine relativ nachgeordnete Variable ist.

Die dritte Variable sind die Institutionen. Da stellen sich Fragen wie: «Wie ist eine Gesellschaft rechtsstaatlich organisiert?» Da gibt es Konventionen, z. B. Vereinssatzungen, Eheverträge oder auch unser Geldsystem, die eine Gesellschaft eingegangen ist und – halb gewollt, halb unbewusst oder tabuisiert – übernommen hat. Die Wirkung der Institutionen hat einen wesentlichen Einfluss auf die Nachhaltigkeit. Wir sind uns dessen wenig bewusst. Über den Einfluss dieser Variablen möchte ich mit Ihnen heute nachdenken.

Die unterschätzte Kraft der kulturell Kreativen

Jürg Konzett: Und welche Rolle spielt die vierte Variable?

Stefan Brunnhuber: Die vierte Variable steht für die Wertstruktur einer Gesellschaft: Welche Werte, welche Normen, welche Regeln sind wichtig in den Köpfen der Menschen? Wenn Sie es aufgrund der sozialpsychologischen Erkenntnisse zusammenfassen, finden Sie drei grosse Gruppen: Zum einen sind da die Traditionalisten, denen Werte wie Religionszugehörigkeit, nationale Identität, Familientreue u. ä. viel bedeuten. Dann gibt es die Modernisten, bei denen Individualität und quantitatives Wachstum im Vordergrund stehen. Die dritte Gruppe stellen die sogenannten kulturell Kreativen dar. Sie fühlen sich Werten wie Solidarität, qualitatives Wachstum und Beziehung zur Natur verpflichtet. Erfreulich für die Nachhaltigkeitsdebatte ist, dass die dritte Gruppe als einzige in den letzten Jahren zugenommen hat. Die kulturell Kreativen betragen heute 28 Prozent der Bevölkerung.

Die Fernsehrechte liegen auf weiten Strecken in der Hand der Modernisten und Traditionalisten. Solange dies so ist, werden die Werte der kulturell Kreativen, die fast ein Drittel der Bevölkerung ausmachen, nicht repräsentiert. In der Innenperspektive bereiten sie aber Werte vor, die sich von denjenigen der Traditionalisten und Modernisten unterscheiden. Und das kann für eine nachhaltige Entwicklung wesentlich sein. Es ist eine Frage der Zeit, dass in den nächsten 20 Jahren weitgehend Wertstrukturen eine Rolle spielen werden, die von kulturell Kreativen geprägt sind: Altruismus, Solidarität, nachhaltiges Wirtschaftswachstum, gesunde Ernährung. Ich bin da recht zuversichtlich. Da spielen natürlich auch meine beiden Professionen eine Rolle, als Psychiater und Ökonom.

Sehen Sie nur, wie die Flutkatastrophe in Deutschland die Menschen bewegt und Solidarität schafft.

Warum gehen Kulturen zugrunde?

Jürg Konzett: Was können wir von früheren Kulturen für die Zukunft lernen?

Stefan Brunnhuber: Der britische Kulturhistoriker Arnold Toynbee stellte sich die Frage: «Warum zerbrechen Zivilisationen?» Es war dies eine ungewöhnliche, aber gleichwohl wichtige Frage. Eine Frage, die wir unserer Wohlstandszivilisation ja auch stellen müssen. Toynbee hat über 20 Zivilisationen untersucht und dabei zwei Variablen festgestellt. Offenbar gehen Kulturen unter, wenn sie inflexibler werden gegenüber Kontextbedingungen, wenn sie nicht mehr die Möglichkeit haben, sich an neue Aussenbedingungen anzupassen. Die zweite, ganz andere Variable ist die bis ins Unerträgliche auseinanderdriftende Vermögens- und Einkommensdisparität. Wenn die Kluft zwischen den ganz Reichen und den ganz Armen immer grösser und gesellschaftspolitisch nicht mehr vermittelbar ist, dann spricht das dafür, dass sich die Gesellschaft in dieser Form nicht halten wird. Und beide Variablen scheinen – in gewissem Masse – auch auf unsere Gesellschaft zuzutreffen.

Heute haben wir immer inflexiblere Formen der Anpassung an Umweltveränderungen. Ein klassisches Beispiel ist die Flut in Osteuropa. Da haben wir ein hochzivilisiertes Wohlstandsmodell mit allen möglichen Sicherungssystemen wie z. B. dem Notarztsystem. Aber innerhalb von Tagen ist in Ostdeutschland eine Aufbauarbeit von 20 Milliarden D-Mark und zehn Jahren Arbeit zunichte gemacht worden. Das heisst, unsere Art zu leben ist nicht mehr anpassungsfähig an eine Flut oder an Extremwetterlagen oder an andere äussere Rahmenbedingungen, beispielsweise auch an Finanzkatastrophen. Unser System ist nicht robust gegenüber äusseren Einwirkungen. Dazu zähle ich auch militärische Auseinandersetzungen, Stichwort «11. September». Wir sind instabil, fragil geworden.

Unser Geld- und Finanzsystem fördert Habgier und Angst

Jürg Konzett: Kehren wir zurück zu unserem Geld- und Wirtschaftssystem: Worin sehen Sie seine Schwachstellen?

Stefan Brunnhuber: Wenn man Abfindungen von Topmanagern anschaut, die 60 oder 80 Millionen Dollar kassieren, oder wenn Kleinanleger grosse Spekulationsgewinne machen und damit ihre Altersvorsorge innerhalb von sechs Monaten absichern können, neigt man in der Regel dazu, solche Gewinne der Gier, dem besonderen Informationsstand oder der besonderen Weitsicht des Vorstandsvorsitzenden oder dem Intelligenzgrad des Fondsmanagers zuzusprechen. Ich aber glaube, wenn man die Geld- und Finanzwirtschaft ansieht, dann hat es eher etwas damit zu tun, dass die institutionellen Rahmenbedingungen uns in spezifische Verhaltensmodifikationen zwingen: in Verhaltensmuster wie Gier, Angst, Korruption und individuelle Problemlösung. Nehmen Sie die Gier auf den Finanzmärkten und die daraus resultierenden Ängste, wenn dann die Kurse in den Keller gehen, obwohl man glaubte, sich richtig informiert zu haben. Oder wenn nur jeder für sich schaut, statt solidarische Problemlösungen zu suchen. Wenn letztlich Korruption das entscheidende Merkmal für Sieger oder Verlierer wird, dann liegen die Ursachen ein erster Linie in den Institutionen, den Anreizstrukturen, die wir aussen vorfinden und die im Nachhinein solche Verhaltensweisen bevorzugen. Folglich gilt: Hätten wir ein anderes Geld- und Finanzsystem, gäbe es in diesen Bereichen auf weite Strecken andere bevorzugte Verhaltensmuster.

Doch warum ist unsere Geldwirtschaft nicht nachhaltig? Oder ist das nur die Einbildung der wissenschaftlichen Diskussion? – Die nachhaltige Entwicklung hat eine ökologische, eine soziale und eine ökonomische Dimension. Alle drei stehen sozusagen auf dem Pfeiler der Finanz- und Geldwirtschaft. Und diese ist nicht neutral!

In der klassischen oder neoklassischen Theoriebildung ist Geld gewissermassen ein neutraler Schleier, den man über alle ökonomischen Aktivitäten legen kann, ohne dass er diese – ausser der Inflation – beeinflussen kann. Ich aber gehe davon aus, dass Geld von Anfang an – bereits, wenn wir es in die Hand nehmen – nicht neutral ist. Das Meiste, was mit Geld zu tun hat, läuft unbewusst ab. Es ist kein rationaler, bewusster, neutraler Zugang möglich.

Fünf Gründe, wieso unsere Geldwirtschaft nicht nachhaltig ist

Jürg Conzett: Was hat dies für Konsequenzen in Bezug auf die Nachhaltigkeit?

Stefan Brunnhuber: Es sind fünf relevante Merkmale, die aus der Nichtneutralität des Geldes heraus eine nachhaltige Entwicklung verhindern:

1. der immanente Wachstumszwang,
2. disparate Einkommens- und Vermögensentwicklungen,
3. die Kurzzeitbetrachtung, die durch die bestehende Geld- und Finanzarchitektur vorgegeben ist,
4. Verhaltensmodifikation durch das Geldsystem und
5. die Bedeutung des Energieträgers, der fossilen und atomaren Energie im Speziellen.

Der Wachstumszwang entsteht im Wesentlichen, weil alle Wachstumsvorgänge in unserer Volkswirtschaft durch einen Kreditschöpfungsvorgang ausgelöst werden. Investitionen entstehen dadurch, dass andere sparen. Sparen ist in der klassischen Betrachtungsweise die Grundlage des Wachstums. Das ist für die Nachhaltigkeitsdebatte falsch, denn für den Anteil, den wir sparen, fehlt die Nachfrage nach Gütern. In die kann zwar in der nächsten Periode investiert werden, aber das ist ein Nullsummenspiel, kein Wachstum. Damit ein Nettowachstum entsteht, braucht es den kreditären Geldschöpfungsmechanismus. Unternehmen gehen auf die Banken und holen sich dort Geld: Das ist der Ausgangspunkt.

Die exponentielle Wachstumsrate, die sich aus dem Zinseszinsseffekt ergibt, ist in jeder Hinsicht schlecht, einmal, weil es gesamtgesellschaftlich nur eine Bevölkerungsgruppe bevorzugt, nämlich diejenigen, die schon etwas haben. Damit komme ich zurück auf den dritten Punkt, warum unser Geldsystem nicht nachhaltig ist. Es gibt zahllose Studien, die belegen, dass die Einkommens- und Vermögensschere, sei es in der privaten oder öffentlichen Hand, ständig auseinandergeht. Auch die Schuldenentwicklung verläuft exponentiell. Die Nettolohnentwicklung im Vergleich zum Bruttosozialprodukt zeigt ein exponentielles Auseinanderdriften. Es geht immer um eine Dissoziation von denjenigen, die arbeiten, im Vergleich zu denjenigen, die bereits etwas haben.

Die immer grösser werdende Schere zwischen Arm und Reich ist auch Thema vieler Antiglobalisierungsreporte, die fragen: «Warum müssen die 100 reichsten Amerikaner immer reicher werden?» Die Ursache liegt nicht in der Intelligenz des Einzelnen, sondern in der Intelligenz, das System so zu nutzen, dass es ihn überproportional bevorzugt. Derjenige, der bereits Kapital hat, bekommt leistungsfrei eine Prämie, ein Mehreinkommen. Mit jedem Preis, den Sie zahlen – sei es bei der Brille auf Ihrer Nase, im Kugelschreiber, den Sie in der Hand halten, im

Haus, in dem Sie wohnen –, haben Sie einen Zins zu bezahlen, der bis zu 30 Prozent des Preises ausmacht.

In Eichen oder Tannen investieren?

Die Problematik der Kurzzeitigkeit erläutere ich Ihnen an einem Beispiel. Sie haben zwei Projekte – das Anpflanzen einer Eiche und einer Tanne –, die kosten beide 10 Euro. Und Sie wissen, wenn das eine Projekt – nämlich der Anbau der Tanne – zehn Jahre läuft, wird es etwa 100 Euro wert sein. Wenn Sie eine Eiche pflanzen, müssen Sie 100 Jahre warten, bis sie ausgewachsen ist. Dafür ist sie dann 1000 Euro wert. Das ist sozusagen die physische Realität. Jetzt nehmen Sie diese und setzen sie in unsere gegebene Finanz- und Geldwelt: Bei einem jährlichen Zins von 5 Prozent und null Steuern – für welche Investition entscheiden Sie sich? Wir alle entscheiden uns für die Tanne, weil sie uns – unter dieser Diskontierung – als Finanzanlage in zehn Jahren weit mehr bringt als eine Eiche. Das ist der Grund, warum wir nie in den sprichwörtlichen sieben weiteren Generationen denken. Wenn der Zinsmechanismus nicht 5 Prozent ist, sondern Liegegebühr¹ hat, wie es z. B. Bernard Lietaer vorsieht, dann würde man doch automatisch in die Eiche investieren. Das ist eine einfache Rechnung, die man auf dem Boden des Zinsmechanismus machen kann.

Jürg Konzett: Können Sie Beispiele nennen?

Stefan Brunnhuber: Es gibt ja historische Beispiele, Zeiten, in denen es eine Liegegebühr gab: z. B. die Hochgotik im 13. und 14. Jahrhundert. Interessant an der Hochgotik war, dass im Gegensatz zur heutigen Situation zwei Währungssysteme vorlagen: ein lokales und ein überregionales. Das Überregionale war als Referenzsystem gedacht und für den Fernhandel. Auf lokaler Ebene hatte man ein anderes System, das nicht zinsbelastet war, sondern eine Liegegebühr hatte. Damit förderte es die Zirkulation des Geldes, den Tauschhandel. Dies brachte einem grossen Teil der Bevölkerung Wohlstand. Wirtschaftshistoriker haben nachgewiesen, dass der durchschnittliche Kalorienverbrauch in dieser Gesellschaft höher war als heute. Es gab auch mehr Feiertage. 15 Prozent des Sozialproduktes war damals in reparative nachhaltige Entwicklungen investiert. Das Einkommens- und Wohlstandsniveau in der Hochgotik war relativ gross. Es war die Zeit der freien Städte. Und die Leute investierten häufig in ein Projekt, das erst in zwei bis drei Generationen realisiert wurde. Die haben in Eichen investiert! Der Grund: Geld hatte auf der lokalen Ebene keinen Aufbewahrungscharakter. Man hat keinen Zins dafür bekommen. Da sagte man: «Was machen wir damit? Wir bauen eine Kathedrale.»

¹ Liegegebühr = negativer Zins

Unsere Währungen sind überfordert

Jürg Konzett: Geld – so könnte man also sagen – war damals zumindest auf lokaler Ebene dazu da, ausgegeben zu werden. Welche Funktionen müssen denn die Währungen von heute erfüllen?

Stefan Brunnhuber: Unsere heutigen Währungen – Euro, Schweizer Franken, Yen, Dollar – müssen alle vier wichtigen Funktionen des Geldes unterbringen:

1. sie müssen Liquiditätsspeicher, Aufbewahrungsmittel sein,
2. sie müssen Recheneinheit sein,
3. sie sollen Lenkungsmittel und
4. Tauschmittel zugleich sein.

Psychologisch gesehen könnte man sagen, dass die Währung einer Sozialhilfeempfängerin ähnlich ist, die vier Sachen auf einmal machen muss. Sie läuft Gefahr, überfordert zu sein, instabil und fragil zu werden. Es ist ein Widerspruch, wenn etwas zugleich als Tauschmittel dienen soll – also ausgegeben werden muss – und als Aufbewahrungsmittel. Das ist eine Kombination, die unserem Währungssystem ein unlösbares Problem schafft.

Dasselbe gilt für die Lenkung. Wenn Sie Geldmengen lenken sollen, aber gleichzeitig wissen, dass zwei Drittel des Geldes gehortet werden und deswegen gar nicht lenkbar sind und die Kredite, die die Zentralbanken ausgeben, nur 5 Prozent der gesamten Kreditsumme ausmachen, haben Sie ein Problem. Es passt nicht zusammen, dass eine Währung Lenkungsmittel und Referenzstandard zugleich sein soll. Meiner Meinung nach hat die Instabilität auf den Finanzmärkten viel zu tun mit den unterschiedlichen Funktionen, die dem Geld aufgebürdet werden.

Komplementärwährungen als Lösung

Jürg Konzett: Was wäre denn die Lösung?

Stefan Brunnhuber: Es gibt in Argentinien Versuche, das in den Griff zu kriegen. Es gibt einen exponentiellen Anstieg von Komplementärwährungen. Ein wichtiges Charakteristikum der Komplementärwährungen liegt darin, dass sie ausreichend und nicht knapp gehalten werden. Das ist ganz wichtig. «Ausreichend» heisst, dass sie gemäss der jeweils durchgeführten realen Güter- und Zinsleistungstransaktionen 1:1 zur Verfügung stehen. Das zweite Merkmal ist, dass Komplementärwährungen per definitionem nicht zinsgesteuert sind. Drittens sind sie nicht durch den gegebenen Preisbenutzmechanismus konkurrenziiell ermittelt, sondern sie entstehen durch Kooperation. Viertens werden sie nicht zentralistisch und monopolistisch von einer nationalen oder internationalen Zentralbank ausgegeben. Somit sind sie zins- und inflationsfrei. Solche Währungen haben in den letzten zehn Jahren massig zugenommen. Mittlerweile gibt es Tausende von ihnen.

Diejenigen, die die Finanz- und Geldwirtschaft auf dem Boden eine Angebots- und Nachfrageökonomie oder des Monetarismus betreiben, sehen die Komplementärwährungen in der Regel als Notfallwährungen, als Rückschrittsphänomen hinter die nationalstaatliche, zentralistische Organisation der Geld- und Finanzwirtschaft. Solche Phänomene gibt es in der Tat auch. Wenn wir aber die zentrale Frage ansprechen «Wie werden wir wirtschaften?», glaube ich, dass es auch progressive, stabile ökonomische Transaktionsformen geben könnte, die genau den Kriterien des Barter² oder der lokalen Komplementärwährungen entsprechen, die aber nicht aus Not entstehen, sondern als zusätzliche Option im Rahmen zukünftiger Finanzwirtschaft.

Zielsetzung von Komplementärwährungen ist, dass es nicht um einen Mehrwert oder um Wachstum geht, das nachher aufgeteilt wird. In der traditionellen Wirtschaft führt der Weg in die Nachhaltigkeit über zusätzliches Wachstum, das dann verteilt oder in neue Technologien investiert wird. Die Lokal- und Komplementärwährungen gehen diesen Weg in ihrem Beitrag zur Nachhaltigkeit nicht. Sie sagen: «Wir müssen das Geldsystem selber ändern.»

² Barter = engl. Begriff für «Tausch», «Tauschhandel» usw.

Die soziale und psychologische Komponente von Komplementärwährungen

Jürg Konzett: Wie soll das geschehen und wozu?

Stefan Brunnhuber: Durch die Lokalwährung wollen wir ein soziales und psychologisches Problem lösen. Nehmen Sie z. B. das Hureia-Kippu-System in Japan zur Linderung des Pflegenotstandes. Es ist ein System, bei dem kein Yen in die Hand genommen wird. Es geht um Pflegestunden als Verrechnungseinheit. Da kann ein Student im Norden Japans, der nicht seine pflegebedürftigen Eltern im Süden versorgen kann, oben ein ähnliches Ehepaar versorgen und sich diejenigen Stunden gutschreiben lassen, die dann dem unteren Paar zugute kommen. Das ist ein multilaterales Tauschgeschäft, welches computergestützt mit einer Chipkarte funktioniert. Es entlastet nicht nur den Staat, sondern die alten Menschen bevorzugen das Hureia Kippu gegenüber dem staatlichen Pflegesystem, wie nachträgliche Studien gezeigt haben, weil sich darin ein altruistischer, kooperativer, solidarischer Aspekt spiegelt. Die Menschen ziehen dies kooperative Merkmal der Verhaltensänderung der Wettbewerbssituation vor.

Komplementärwährungen fördern andere Verhaltensweisen. Sie sind transparent, steuerbefreit oder -erleichtert. Sie bringen eine soziale Entlastung mit sich, fördern Solidarität, Altruismus, Kooperation, während das konventionelle System Wettbewerb, Missgunst und Konkurrenzverhalten begünstigt. Das ist die Stärke der Komplementärwährungen: Ein altruistischer, kooperativer, eben psychologischer Aspekt steht vorn, kollektive Problemlösung wird gefördert.

Für eine nachhaltige Entwicklung müssen wir das System ändern

Jürg Konzett: Sind demnach nur Komplementär- bzw. Tauschwährungen nachhaltig und ist unser aktuelles Geldsystem dazu nicht fähig?

Stefan Brunnhuber: Sehen Sie, auf der einen Seite haben wir das konventionelle Geldsystem, welches beeinflussbar ist zu mehr Nachhaltigkeit durch Massnahmen wie die Tobin Tax³, die Aufkündigung von Offshoreplätzen oder durch Strukturanpassungsprogramme usw. Das System aber bleibt sich gleich. Es findet nur eine gewisse Umverteilung statt. Für eine nachhaltige Entwicklung brauchen wir ökonomische Transaktionsformen, die nicht in Konkurrenz zum jetzigen Wirtschaftssystem treten, sondern sich ergänzend dazu bewegen. Da gibt es drei grosse Systeme:

1. lokale Komplementärwährungen.
2. multilaterale Barterssysteme. Beispielsweise verrechnet eine Firma eine Lieferung von Coca Cola direkt mit dem Wodka, den sie einkauft. Geld taucht nur noch am PC als Referenzstandard, als Recheneinheit auf. Eine Firma geht nicht mehr zur Bank und nimmt zwei Millionen auf – z. B. eine Airline, die Werbespots platzieren will –, sondern sie verrechnet die Werbung direkt mit Sitzplätzen. Das ist ein System, das aufgrund der instabilen Währungssituation einfach kommen muss.
3. den globalen Referenzstandard. Die heutige Art, wie wir wirtschaften, ist damit vergleichbar, dass Sie mit einem Kilo oder einem Meter als Referenz handeln sollten und den Meter an die Wettervorhersage knüpfen – also zwei Grössenordnungen, die statistisch und kausal nicht miteinander verbunden sind. Darum hat das jetzige System nicht funktioniert.

Der Dollar ist eine globale Recheneinheit. Aber er funktioniert immer zugunsten der Amerikaner. Die müssen sich nicht im Ausland verschulden. Sie können einfach Geld nachdrucken, wenn sie wollen. Wir brauchen für die Zukunft eine Referenzwährung ohne Zinssteuerung. Bernard Lietaer schlägt da einen Warenkorb vor, die sogenannte Terra. Die enthält z. B. Gold, Öl, Weizen. Das sind alles Gegenstände, die sich langfristig gleich bleiben. Ein Kilo Weizen wird auch noch in 100 Jahren ein Kilo Weizen sein.

³ Tobin Tax = Devisenumsatzsteuer

Transparenz ist wichtig

Jürg Konzett: Welche Aufgabe haben dabei die einzelnen Unternehmen?

Stefan Brunnhuber: Im Unternehmenssektor spricht man von Corporate Governance. Es ist der Versuch, Verhaltensregeln aufzustellen für die Art und Weise, wie Unternehmen miteinander auf dem Weltmarkt agieren. Es geht darum, wie sie sich gegenseitig bewerten. Dazu gehören auch Begriffe wie «Shareholder-Value». Wir brauchen einen Code, Kriterien, nach denen die Unternehmen sich selbst beurteilen können. Wie engagiert sich ein transnationaler Konzern im Norden Afrikas – unter Berücksichtigung von sozialen und ökonomischen Standards und von arbeitsrechtlichen Bedingungen? Wie rechnet er bilanztechnisch ab? Wie ist seine Bereitschaft zur Kooperation mit der fremden Kultur? Wie berücksichtigt man die öffentliche Infrastruktur im jeweiligen Land? Das sind alles wichtige Kriterien, die transparent werden müssen.

Die zentrale Bedeutung des Energieträgers

Jürg Konzett: Sie haben an früherer Stelle aber auch auf die Bedeutung fossiler oder atomarer Energieträger hingewiesen ...

Stefan Brunnhuber: Ja, es kommen nun noch zwei Punkte, die mir sehr wichtig sind. Es geht zum einen um den Energieträger. Es wird häufig übersehen, dass es zwischen der Art und Weise, wie wir wirtschaften, und dem damit verbundenen Energieträger einen ganz, ganz engen Zusammenhang gibt. Den möchte ich wie folgt verdeutlichen: Wie ich im Zusammenhang mit der Geldwirtschaft bemerkt habe, läuft die Tendenz unserer Wirtschaft in Richtung Konzentration, Internationalisierung und Monopolisierung. Wenn das so ist, ist es naheliegend, dass eine solche Wirtschaft konkret jene Dienstleistungen und Güter fördert, die in ähnlicher Weise organisiert sind, also konzentriert, internationalisiert und monopolisiert. Dazu zählen die Automobilindustrie, die Pharmaindustrie und vor allem die Energieindustrie.

Wirtschaftsform und der Energieträger favorisieren sich also gegenseitig. Und ganz wichtig in dem Zusammenhang für uns, die wir auf einen liberalen deregulierten Markt Wert legen: Dieser Energieträger wird jedes Jahr mit 700 bis 800 Milliarden Dollar subventioniert, von der Förderung an bis zur Elektrizität im Haushalt. Da gehören die Forschung dazu, Steuerprivilegien, Marktstützung, massive Industriesubventionen – bis zu Militär- und Polizeistationen, um die Einrichtungen zu überwachen. Im Nahostkonflikt kämpfen ja nur vordergründig Islamisten gegen Christen, eigentlich geht es knallhart um die geopolitische Sicherung von Energiequellen, des fossilen Energieträgers Öl. Solange der Energieträger weiterhin so subventioniert wird, geht es immer weiter in Richtung Konzentration, Internationalisierung, Monopolisierung.

Der einzige alternative Energieträger, der in Frage kommt, nämlich die Solarenergie – dazu gehört auch die Windenergie –, stünde uns zum Nulltarif zur Verfügung. Und den subventionieren wir nicht! Der alternative Energieträger stellt den Switch dar zu einer regionalen, dezentralen Energieversorgung. Und das bedeutet eine komplett andere Struktur – auch für die Wirtschaft.

Wenn Sie die Diskussionen über die Lokal- und Komplementärwährungen und den multilateralen Barter verfolgen, sehen Sie, dass diese ähnliche Strukturen aufweisen wie der solare Energieträger. Beide sind dezentral, regional und ausreichend vorhanden. Beide funktionieren auf lokaler Ebene und haben nicht die Tendenz, sich zu konzentrieren, monopolisieren oder zu internationalisieren. Wie der fossile Energieträger dem konventionellen Währungssystem, so entspricht der solare Energieträger den Komplementärwährungen.

Geld guckt uns an wie eine Schlange

Jürg Konzett: Was kann der Einzelne, was kann ich, was können Sie für eine nachhaltigere Entwicklung tun?

Stefan Brunnhuber: Heute, mit der computergestützten Vernetzung, wäre es schön, dass, wenn ich Psychotherapiestunden anböte, ich dann in der Umkehr zum Frisör gehen könnte. Oder ich halte einen Vortrag und kann dafür, weil ich allein lebe, zweimal bei einer Familie am Mittagstisch mitessen oder meine Wäsche dort abgeben. Man muss dann nicht immer ein Fränkli in die Hand nehmen. Damit verändere ich die Welt nicht, aber auf lokaler Ebene ändere ich etwas. Es ist die einzige Möglichkeit und ich hoffe, dass solche Dinge kommen werden. Leider guckt uns das Geld – wie Bernard Lietaer sagt – immer noch an wie eine Schlange. Wir müssen einen Dollar in der Hand haben, bevor wir ein Problem lösen. Dabei gibt es ja arbeitswillige Menschen. Wenn wir ein multilaterales Clearingsystem mit Barterelementen auf lokaler Ebene hätten, müssten wir nicht unnütz rumstehen, sondern könnten mit Time Dollars handeln. Wir müssen das Währungssystem ändern. Wir machen den Fehler, dass wir das lokale Währungssystem nur als Notfalllösung ansehen.

Wie wir in Zukunft wirtschaften werden

Jürg Konzett: Was wäre für Sie das ideale Wirtschaftssystem der Zukunft?

Stefan Brunnhuber: Die zukünftige Form des Wirtschaftens hat quasi fünf Gänge:

1. das konventionelle Währungssystem: Wenn Sie ein grosses Umweltprojekt haben, brauchen Sie den Dollar. Wenn Sie auf 20 Jahre hinaus planen wollen, geht das lokal nicht. Wenn Sie die Sahara bewässern wollen, geht das nicht mit lokalen Tauschmitteln, da brauchen Sie grosse Massen von Geld.
2. das lokale Komplementärsystem für die Lösung der lokalen Probleme.
3. den multilateralen Barter,
4. die Regulierung des konventionellen Systems mittels Tobin Tax, Aufhebung von Offshoreplätzen.
5. den Rückgriff auf den Warenkorb als globales Referenzsystem.

Damit hätten wir für die nächsten 20 Jahre nicht nur *ein* System, das für alles herhalten muss, sondern fünf Systeme. Der Akteur auf dem Markt kann dann auswählen und im Einzelfall entscheiden: «Was will ich? Will ich zum Frisör, dann gehe ich auf den lokalen Markt, da brauche ich keinen Dollar. Will ich ein Megaprojekt, z. B. einen Staudamm bauen, brauche ich Dollars.»

Kaputt gehen kann dabei die hochvolatile Finanzwirtschaft, die hohe soziale Kosten und ökologische Anpassungskosten schafft – und die ist ungerecht.

Wir reden dauernd über Bevölkerungsprogramme, über Bildungsprogramme, darüber wie wir die Glühbirnen gegen Sparlampen auswechseln wollen, das Picknickbrot in Recyclingpapier einpacken. Aber ein wesentlicher Punkt fehlt: Wir reden nicht über die Institutionen, den unglaublichen Impact der Geld- und Finanzwirtschaft für eine nachhaltige Entwicklung. Nehmen wir die Offshoreplätze, die im Augenblick Steuerparadiese sind. Die schaffen doch eine ungerechte Verteilungssituation zuungunsten der öffentlichen Hand. Da gehen jährlich 50 bis 80 Milliarden US-Dollars an Steuern verloren. Das ist nicht fair auf dem Hintergrund von vielen Millionen

Arbeitenden, die diese Möglichkeit der Kapitalverschiebung nicht haben. Es ist nicht fair, dass der einzelne findige Unternehmer die Steuern umgehen kann. Es geht mir, wenn ich über die Finanzmärkte rede, um faire Ausgangsbedingungen. Es geht mir nicht um die Minderung von Anreizstrukturen für unternehmerisches Risiko. Derjenige, der etwas riskiert, soll auch entsprechende Gewinne einfahren können. Durch die Änderung des jetzigen Systems können wir aber gerechtere Bedingungen schaffen. Wenn die Schweizer Banken Gewinne machen, bleiben die im Unternehmen. Wenn sie sich aber in Malaysia verspekulieren, dann ist auf einmal der IWF gefragt, und die internationale Gemeinschaft so wie wir Steuerzahler finanzieren den Verlust mit. Wir müssen die Unternehmen mehr in die Verantwortung einbeziehen.

Ergreifen wir unsere Chance!

Wie Bernard Lietaer in seinem Buch «Das Geld der Zukunft» (2001) sagt, stecken wir nicht in einer gewöhnlichen Finanz-, Wirtschafts- oder Währungskrise. Nein, wir erleben eine deutliche Veränderung der Sozioökonomie. Wir müssen den nächsten Schritt in der Evolution vollziehen, wenn wir unseren Kindern und Enkeln eine Welt hinterlassen wollen, die in Bezug auf Artenvielfalt und Lebensqualität nicht schlechter ist. Es wird sicher eine Übergangsphase geben. Aber angesichts der ungeheuer motivierenden Wirkung des Geldes können wir durch eine Veränderung des Währungssystems sanft die Richtung bestimmen, in die wir uns bewegen. Heute bietet sich uns die einmalige Möglichkeit, bewusst einen nachhaltigen Wohlstand zu schaffen. Und diese Chance zu ergreifen, meine ich, ist eine lohnende Herausforderung.

Dr. Stefan Brunnhuber hat Medizin, Sozialwissenschaften und Wirtschaft studiert. Er hat bei dem deutsch-britischen Soziologen Ralf Dahrendorf promoviert. Am C. G. Jung Institut in Küsnacht (Schweiz) absolvierte er eine Ausbildung in Psychotherapie bei Helmut Barz. Seine beiden Schwerpunkte, die Medizin einerseits und die sozialen Aspekte der Wirtschaft andererseits, prägen heute sein Tätigkeitsfeld. Dr. Brunnhuber arbeitet als Oberarzt und Psychotherapeut an der Universität Würzburg. Er ist Mitglied der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste und Mitglied des Club of Rome (Austrian Chapter) und Sprecher einer Gruppe um Bernard Lietaer, die sich intensiv mit der Beziehung der internationalen Finanzmärkte und der Nachhaltigkeit beschäftigt. An der Universität Budapest hat er einen Lehrstuhl (Lehrauftrag) für Geldwirtschaft, innerhalb dessen er auch ein Seminar für Nachhaltigkeit gibt.